

Rainer K. Silbereisen

„Für Politik relevant“ bedeutet mehr als nur „Forschung mit Anwendungsbezug“ – Kommentar zu Guy Bodenmann

“Relevance for social policies” requires more than just doing “research with an applied perspective”. A commentary on Guy Bodenmann’s paper

Zusammenfassung

Der Kommentar zu Bodenmanns Beitrag versucht an Beispielen zu zeigen, dass es mehr als korrelativer Evidenz zum Zusammenhang von familiären Risikobedingungen und problematischen kindlichen Verhaltensweisen bedarf, wenn man als Forscher politische Entscheidungen zur Planung von Interventionen beeinflussen will. Zuvorderst muss eine klare Ursache-Wirkungs-Beziehung mit geeigneten Designs belegt werden. Weiterhin sind Informationen über die Veränderbarkeit der Risikobedingung, etwa die von Bodenmann angeführte elterliche Sensitivität erforderlich, man benötigt Kenntnisse zu möglichen Schwelleneffekten mit Blick auf das Problemverhalten, Abschätzungen der Kostenwürdigkeit, sowie Einsichten in mögliche Nebeneffekte der Intervention und alternativer Ziele und Maßnahmen.

Schlagnote: politische Entscheidungen, Ursache-Wirkungs-Beziehung, elterliche Sensitivität, effektive Intervention

Abstract

In this commentary on Bodenmann’s paper, I try to exemplify that in order to be relevant to the formulation of social policies, researchers need to offer more than correlative evidence on potential family antecedents of children’s behaviour that are deemed problematic for the development of competence. Rather, a clear cause-effect relation has to be established via adequate design. Moreover, policy makers need information on the malleability of the antecedent condition, such as parental sensitivity mentioned by Bodenmann, knowledge about potential thresholds for effective intervention, cost-effect estimates, and insights into potential side effects and alternative solutions to the targets and measures originally suggested.

Key words: policy decisions, cause-effect relation, parental sensitivity, effective intervention

Das Kapitel über „Positionsbestimmung in der Paar- und Familienpsychologie“ ist so umfassend und nuancenreich angelegt, dass ich unmöglich zu allem etwas mit Verstand sagen oder gar Lücken im Detail aufweisen kann. Deshalb werde ich mich auf die Frage beschränken, ob der Stand der dargestellten Forschung berechtigten Anlass zu der Hoffnung gibt, politisches Handeln zu beeinflussen, bzw. ob das angesichts der Natur der Erkenntnisse überhaupt zu verantworten wäre. Bodenmann geht davon aus, und ich möchte das ein bisschen kritisch beleuchten.



Als Ausgangspunkt nehme ich die Aussage zur Bindung in Partnerschaften. Soweit damit tatsächlich *Attachment* gemeint ist, habe ich damit Probleme, denn Bindung im frühen Lebensalter ist eine biologisch begründete Qualität einer wechselseitigen Beziehung, die als Voraussetzung für die Entwicklung eines ersten Weltbildes dient und damit beispielsweise das Explorationsverhalten und dessen Folgen für die Sozialentwicklung betrifft. Bindung ist evolutionspsychologisch gesehen von Überlebenswert und offensichtlich den Bedürfnissen eines Kleinkindes angepasst.

Erwachsene und folglich auch Paare können in ihrem Verhalten zueinander von frühkindlichen Bindungserfahrungen beeinflusst sein (wobei die Enge dieses Zusammenhangs leicht überschätzt wird), aber was sie miteinander erleben und was sie zusammenhält ist kaum *Attachment*. Die Analogie beruht wohl eher darauf, dass es zu beiden Lebensabschnitten um Manifestationen von Vertrauen geht, wobei man sich fragen muss, ob die Parallelen in der Nomenklatur für Bindungstypen in den beiden Lebensabschnitten strukturelle Gleichheit unterstellen wollen (Fraley/Brumbaugh/Marks 2005).

Wie dem auch sei, dieser Forschungsansatz lässt die frühkindliche Bindung selbst zum Gegenstand der Familienpsychologie werden, obwohl es eigentlich ein klassisches Thema der Entwicklungspsychologie ist – nicht das dyadische Verhältnis ist entscheidend, sondern seine Wirkung auf die Entwicklung des Kindes oder auch beider in der Dyade. Die Ergebnisse solcher Forschung sind offensichtlich von Relevanz für die einzelnen, aber auch für das gesellschaftliche Leben, denn wir müssen aus Gründen der Ökonomie und der Selbstverwirklichung für beide Partner in der Familie Berufstätigkeit ermöglichen, und eine flankierende Maßnahme dazu ist die außerhäusliche Betreuung von Kleinkindern. Hierzu führt Bodenmann als Beispiel Ergebnisse von Ahnert und Lamb (2003) an, wonach Eltern die ihren Kindern in der Krippe über den Tag entgangene Zuwendung am späten Nachmittag und abends ausgleichen wollen. Hierzu sind sie freilich oft nicht in der Lage, oder bringen nicht die Sensitivität auf, die erforderlich wäre.

Die Untersuchung selbst ist methodisch einwandfrei und einfallsreich gemacht, aber die Schlussfolgerung, nunmehr Programme zur Förderung von Sensitivität anzubieten, halte ich für aus der Sache unbegründet. Wieso? Es handelt sich zwar um ein Mehrgruppen-Design, aber die Studie hatte sicherlich nicht zum Ziel und verfügt auch nicht über die Mittel, den Effekt von Sensitivitäts-Unterschieden auf die psychosoziale Entwicklung zu untersuchen.

Aber das Problem der mangelnden Begründung sitzt tiefer, und damit komme ich auf ein oft übersehenes Thema: Wie muss Forschung aussehen, um die Agenda der Politik mit Erfolg anzuregen? Sie muss nach Huston (2005) Bedingungen für das in Frage stehende Phänomen angeben, die durch politisches Handeln veränderbar sind, und zugleich überlegen, wie dies geschehen und was man als Ertrag erwarten könnte. Solches Wissen setzt notwendig (aber natürlich nicht hinreichend) voraus, dass man mittels experimenteller oder konfirmatorischer Methoden so nahe als möglich an die Analyse von Ursachen kommt. Darunter verstehe ich Bedingungen, für die zum Beispiel gezeigt wurde, dass eine *Dosis-Response*-Beziehung besteht. Die Versammlung solcher Art von methodologisch rigoroser Forschung etabliert Maßstäbe für die Unterscheidung von gesichertem Wissen, vernünftigen Hypothesen und unbegründeten

Annahmen, und die sind die Voraussetzung, jedenfalls langfristig, für eine erfolgreiche Kommunikation mit der Politik (Shonkov 2000).

Korrelative Forschung hilft hier nicht viel weiter, wie das Beispiel der Rezeption von Befunden des *NICHD Network* (2003) zeigt, welches Bodenmann ebenfalls zitiert. Dort hatte man gefunden, dass ein längerer Aufenthalt in vorschulischer Betreuung aus der Sicht der Betreuer einem höheren Ausmaß an Verhaltensproblemen im Kindergarten entsprach. Dieses Ergebnis führte in den Medien sofort zu einer heftigen Debatte über Doppel-Erwerbstätigkeit, während der gleichzeitige Befund, dass die Qualität der Betreuung positiv mit der Denk- und Sprachentwicklung zusammenhing, nicht beobachtet wurde. Völlig offen blieb dabei – und dies wäre für eine sinnvoll beeinflusste *Public Policy* entscheidend gewesen – welche Nebeneffekte mit womöglich viel höheren psychosozialen Kosten denn eine umfangreichere Familienbetreuung gefordert hätten. Darauf aber war die Forschung nicht angelegt, und das gilt auch für die von Bodenmann genannten Arbeiten zur Bindungsentwicklung und außerhäuslichen Betreuung.

Selbst ausdrücklich angewandte Forschung reicht hierfür nicht, denn Programme, für welche die Politik engagiert werden soll, bedürfen weiterer Informationen, für die eigens Forschung betrieben werden muss. Die schon erwähnten veränderbaren Bedingungen – wie effizient und ohne Benachteiligung einzelner sozialer Gruppen können sie umgesetzt werden, welche Nebeneffekte gibt es, ist mit Schwelleneffekten zu rechnen, ab denen weitere Effekte nicht zu erwarten sind? Dies sind nur Beispiele, und dabei muss klar sein, dass die familienpsychologische Forschung zwar einige gute Ansätze in dieser Richtung hat (ihre spezielle Methodik mit Ausrichtung auf die voneinander abhängigen, wechselseitigen Einflussnahmen wurde von Bodenmann zu Recht herausgestellt) aber den Notwendigkeiten bei weitem noch nicht entspricht.

Ich möchte abschließend erneut auf die Frage der Bedingungsanalyse zurückkommen. Viele Familienprozesse und deren Ergebnisse unterliegen vielfältigen kontextuellen Einflüssen, wofür man Bronfenbrenner als wohl bekannteste Gewährsperson benennen kann (vgl. Silbereisen im Druck). Ob es sich um den Arbeitsplatz, die Gemeinde, oder das ökonomische und politische System handelt, zahlreiche soziale Institutionen geben für die innerfamiliären proximalen Prozesse die Randbedingungen, und diese wiederum unterliegen heute teils raschem sozialem Wandel. Dies bietet im Sinne „natürlicher Experimente“ die ungeahnte Möglichkeit, die Plastizität familienpsychologischer Prozesse zu untersuchen und dabei auch manche lieb gewordene Stereotypen aufzugeben. So folgte der deutschen Vereinigung nicht das Zusammenbrechen enger Netzwerke und des interpersonalen Vertrauens in der ehemaligen DDR, sondern bestenfalls gab es in beiden Teilen Deutschlands minimale Änderungen (Nauck/Schwenk 2001).

Jenseits der kontextuellen gibt es aber genetische Bedingungen, und beide gehören zusammen. Die Verhaltensgenetik, so könnte man pointiert formulieren, hat mehr als andere zu einem besseren Verständnis der Rolle von Kontexten und so auch der Familie beigetragen als manche wahrhaben wollen, und zwar vor allem durch ihre genetischsensitiven Designs. Will man das Wechselspiel von Kontexten (angesichts der steigenden Zahl von Immigranten ist Kultur ein besonders wichtiger Fall) und biologischen Voraussetzungen des Verhaltens und seiner Entwicklung besser verstehen, so muss die

Forschung interdisziplinär erfolgen, unter Einschluss der (verhaltens-)genetischen Perspektive. Hier war ich überrascht, dass dies in Bodenmanns ansonsten beeindruckender Darstellung der Highlights familienpsychologischer Forschung keine Rolle spielte. *Attachment* übrigens wäre ein hervorragender Fall für die aufklärende Wirkung solcher Forschung – hier wurde nämlich Dank Zwillingsforschung deutlich, dass die sich im Verhalten manifestierenden Formen der Bindung kaum genetisch bestimmt sind, obwohl es sich um ein definitiv biologisch begründetes Geschehen handelt, dessen Plastizität offenbar durch unterschiedliche Bindungserfahrungen angestoßen wird (Bokhorst et al. 2003; Bakermans-Kranenburg et al. 2004).

Literatur

- Ahnert, L./Lamb, M. E. (2003). Shared care: Establishing a balance between home and child care. *Child Development*, 74, p. 1044–1049.
- Bakermans-Kranenburg, M. J./van Ijzendoorn, M. H./Bokhorst, C. L./Schuengel, C. (2004). The importance of shared environment in infant-father attachment: A behavioral genetic study of the attachment Q-sort. *Journal of Family Psychology*, 18 (3), p. 545-549.
- Bodenmann, G. (dieses Heft). Positionsbestimmung in der Paar- und Familienpsychologie. *Zeitschrift für Familienforschung*.
- Bokhorst, C. L./Bakermans-Kranenburg, M. J./Fearon, R. M./van Ijzendoorn, M. H./Fonagy, P./Schuengel, C. (2003). The importance of shared environment in mother-infant attachment security: A behavioral genetic study. *Child Development*, 74 (6), p. 1769-1782.
- Fraley, R. C./Brumbaugh, C. C./Marks, M. J. (2005). The evolution and function of adult attachment: A comparative and phylogenetic analysis. *Journal of Personality and Social Psychology*, 89 (5), p. 731-746.
- Huston, A. C. (2005). Connecting the science of child development to public policy. *Social Policy Report of the Society for Research in Child Development*, 4, p. 3-18.
- National Institute of Child Health and Human Development Early Child Care Research Network (2003). Does amount of time spent in child care predict socioemotional adjustment during the transition to kindergarten? *Child Development*, 74, p. 976-1005.
- Nauck, B./Schwenk, O. G. (2001). Did societal transformation destroy the societal networks of families in East Germany? *American Behavioral Scientist*, 44, p. 1864-1877.
- Shonkoff, J. P. (2000). Science, policy, and practice: Three cultures in search of a shared mission. *Child Development*, 71 (1), p. 181-187.
- Silbereisen, R. (im Druck). Zur Bedeutung Urie Bronfenbrenners für die Psychologie. *Sonderheft der Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*.

Eingereicht am: 19.05.2006

Akzeptiert am: 30.05.2006

Anschrift des Autors

Prof. Dr. Rainer K. Silbereisen
Center for Applied Developmental Science
Friedrich-Schiller-Universität Jena
Am Steiger 3, Haus 1
D-07745 Jena